

Wann sind wir zu Hause? Persönliche Reflexionen zur Heimerziehung

Riga, Vadim

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Riga, V. (2013). Wann sind wir zu Hause? Persönliche Reflexionen zur Heimerziehung. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 33(129), 41-54. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-47359-9>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Vadim Riga

Wann sind wir zu Hause?

Persönliche Reflexionen zur Heimerziehung

„Geschlossene Heime gehören nicht in das sozialpädagogische Hilfesystem. Erziehungswirkungen bleiben aus, schlagen in ihr Gegenteil um oder verzwingen, im günstigsten Falle, weil wertvolle aufgabenbezogene und freiwillige Gemeinsamkeit sich unter Zwangsbedingungen nicht entwickeln kann“¹ (Eberhard Mannschatz).

„(In geschlossenen Heimen) ... hat der Staat das Erziehungsmonopol. Hier redet ihm keiner drein, hier zeigt er, wie er sich Erziehung vorstellt“² (Ulrike Meinhof).

Trotz der Unterschiedlichkeit in den Stoßrichtungen o.g. Zitate haben Mannschatz und Meinhof gemein, dass sie sich in ihren Veröffentlichungen stets beide der politischen Linken zugeordnet haben, wenngleich unter gänzlich anderen Bedingungen. Was sie augenscheinlich unterscheidet, ist, dass der eine sich als

-
- 1 Eberhard Mannschatz, *Zur Debatte über Jugendgewalt – Bemerkungen aus sozialpädagogischer Sicht*, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, 97(2008), 47-54. Mannschatz war Leiter der Abteilung Jugendhilfe im Ministerium für Volksbildung (MfV) der DDR und stellvertretender Leiter des Jugendwerkhofs Römhild. Im MfV u.a. zuständig für „Spezialheime“ für sog. schwer erziehbare Kinder und Jugendliche. Nach eigener Auskunft hat er sich lange gesperrt gegen die Einrichtung des Jugendwerkhofs Torgau, der durch Aufdeckung skandalöser Menschenrechtsverletzung in die Schlagzeilen geraten ist.
 - 2 U. Meinhof im Rahmen ihrer Arbeit an den Fernsehfilm „Bambule“. Zitiert in Peter Paul Zahl, „Die Zerstörung der Mitmenschlichkeit: Lumpen im Schließfach“, Kursbuch 44, Berlin 1976, S. 168. Meinhofs Fernsehspiel „Bambule“, welches die Zustände der geschlossenen Heime in der BRD kritisch thematisiert, wurde vor der geplanten Ausstrahlung im ZDF 1970 kurzfristig aus dem Programm genommen, nachdem bekannt wurde, dass Meinhof an der Befreiung von Andreas Baader und der damit zusammenfallenden Gründung der „Roten Armee Fraktion“ beteiligt war. Der Film wurde erst in den 90er Jahren ausgestrahlt und gilt heute als wichtiger Beitrag zur Debatte um die Heimerziehung in Westdeutschland zwischen 1945 und 1972.

„Abwiegler“ zu präsentieren scheint, die andere sich hingegen als „Aufwiegle-
rin“. Hier vorschnell einen ideologischen Unterschied zwischen einer „Radika-
len“ und einem „Reformisten“ zu konstruieren wäre allerdings unangemessen;
zumal sich nach meiner Erfahrung innerhalb des linken Milieus sowohl das
Abwiegen als auch das Aufwiegen meistens vor dem gleichen gedanklichen
Hintergrund abspielt und zum Vorschein kommt als Technik gegenüber denen,
die als „Subjekte“ für die jeweils eigene politische Sichtweise ausgemacht wur-
den, z.B. die betroffenen Insassen geschlossener Erziehungsanstalten oder wahl-
weise auch kritische Studierende der Sozialpädagogik. Mannschatz bleibt wie
auch Meinhof bis zur ihrem Tod nach meiner Kenntnis einem Menschenbild
verbunden, welches das aufgrund gesellschaftlicher Bedingungen deformierte
Individuum durch (pädagogisch-politische) Erziehung von seinen Defiziten
glaubt befreien zu können. Der Glaube an die Emanzipation durch Selbster-
mächtigung bleibt äußerlich, wobei Mannschatz, in meiner Wahrnehmung, sich
den Erkenntnissen der antiautoritären Bewegung seit dem Zusammenbruch der
DDR langsam anzunähern scheint, während Meinhof sich im letzten Abschnitt
ihres Lebens davon immer mehr abzuwenden schien; eine Ironie der Geschichte,
in deren Verlauf sich die Protagonisten unversehens in einem neuen historischen
Umfeld befinden können, welches ihnen neue Gedanken aufzwingt und neue
Entscheidungen abverlangt.

In dem hier vorliegenden Kontext, Kritik der Heimerziehung, zeigen sich
für mich indes *beide* oben zitierten Äußerungen, unabhängig vom jeweiligem
historischen Umfeld, in dem sie entstanden und abgesehen vom jeweiligen ideo-
logischen Hintergrund, als durchaus aktuell und anregend für eine Sozialarbeit
mit emanzipatorischem Anspruch.

Als Familientherapeut und Sozialarbeiter, ausgestattet mit der Erfahrung eines
„Betroffenen“ und sozialisiert durch die und innerhalb der sozialistischen Bewe-
gung des 20ten Jahrhunderts geht mir die Auseinandersetzung mit dem Thema
„Heimerziehung“ auf eine besondere Art nahe, in der sich persönliche, gesell-
schaftliche und berufliche Interessen ständig vermischen. Ich musste realisieren,
dass mir die Trennung zwischen beruflichem und privatem Bezug zu diesem
Thema kaum gelingen wird. Aus diesem Grund habe ich die allseits geforderte
„professionelle Distanz“ in eine „professionellen Nähe“ aufheben müssen. Es ist
mir wichtig, dies zu erwähnen, wenn auch nur beiläufig, denn hier ist nicht der
Raum, dies zu vertiefen. Vielmehr wurde ich ermutigt, meine persönlichen Er-
fahrungen mit geschlossenen Heimen und meinen Umgang damit zu rekonstru-
ieren und zu erzählen. Hier ist das Ergebnis:

Ich wurde als Sohn einer ehemaligen FDJ-Aktivistin in eine Dissidenten-Familie im geteilten Deutschland der 50er Jahre hineingeboren. Daraus ergab sich der Grund und z.T. auch die Begründung meiner Internierung in einem geschlossenen Heim. An dieser Stelle kann leicht der Eindruck entstehen, ich sei als Kind von Oppositionellen in der ehemaligen DDR vorsorglich und fürsorglich der staatlichen Erziehung zum sozialistischen Bürger unterworfen worden. Dem war aber nicht so! Meine Heimgeschichte spielte sich im *westlichen* Teil ab, in dieser wie ein Arsch gespaltenen Nation, in deren gesellschaftlichen Mitte sich eben doch nur „*die ganze alte Scheiße* der deutschen Ideologie“ (Marx) ausdrücken konnte, was seit Schließung der Spalte bei den offiziellen Geschichtsdeutern geistige Verstopfungen bzw. Durchfall hervorruft. Das Heim befand sich an einem Ort, an dem nicht der Geist von Honeckers Margot, sondern der Geist von Wuermelings³ Gott das Sagen hatte, mitten im „Kalten Krieg“ im Land des „Wirtschaftswunders“.

Vom sog. Wirtschaftswunder hat meine Familie kaum profitieren können. Wir waren noch auf die Solidaritätspakete US-amerikanischer und britischer Gewerkschafter angewiesen, als die offizielle „Care-Paket-Kampagne“ bereits weitgehend als abgeschlossen galt. Ich selbst habe mich noch über die Trockenmilchriegel und die Cadbury-Schokolade freudig hergemacht. Als meine Familie Anfang der 70er Jahre endlich in den Genuss des Aufschwungs zu kommen glaubte (Bad und Einbauküche = „Neue Heimat“), war das Wunder auch schon wieder vorbei. Ohnehin zeigte sich meine Familie gegen Wunder immun. Und so wenig ausgeprägt der Wunderglaube bei uns war, so wenig (Selbst-)Schuldempfinden mochte sich bei uns einstellen. Meine Familie glaubte auch nicht an Unschuld, z.B. nicht an die Unschuld der Mehrheit der Deutschen bezüglich der Vernichtungslager und des Vernichtungskrieges – etwas, was seinerzeit (übrigens auch im Osten) eifrig kolportiert und dankbar aufgegriffen wurde. „Ihr wart es nicht, die Nazis waren's ...“, lautete die gesamtdeutsche Botschaft an das geteilte Volk, welches hüben die Konsumtempel und drüben leider nur den Sozialismus aufbauen durfte. Wir gehörten somit gleichermaßen zu den Verlierern des „Wirtschaftswunders“ sowie des „Kalten Krieges“, der im Übrigen in Korea und Algerien schon dazumal recht heiß daherkam und damit das sog. Wirtschaftswunder zusätzlich anheizte.⁴

3 Franz-Josef Wuermeling (CDU), Familienminister unter Adenauer von 1953-1962.

4 Mit dem „Marshallplan“ wurde die Westintegration der BRD besiegelt und der wirtschaftliche Aufschwung eingeleitet. Dadurch, dass die West-Alliierten die Produktionsstätten in ihrem Hoheitsgebiet, insbesondere in der Schwerindustrie, kaum mit Demontageaktionen beeinträchtigt hatten, verhalf der Koreakrieg dem jungen

Dies sowie einige andere Begebenheiten bestimmten so von Anfang an mein persönliches Schicksal.

Als ich geboren wurde, war meine Mutter nach damaligem Recht noch minderjährig. Da sie zudem auch noch ledig war, ich also ein Unehelicher, wie es damals so schön hieß, wurde die Fürsorge von staatswegen automatisch auf uns aufmerksam. Meine Großeltern bekamen für mich das Sorgerecht zugesprochen. Das verhinderte zunächst, dass ich sofort in die Fürsorgeerziehung, also in einem Heim, untergebracht wurde. Wir blieben aber unter Beobachtung, auch, weil wir eben keine Gewinner des Wirtschaftswunders und dementsprechend arm waren. Bis in die 70er Jahren nannte man Leute wie uns in links-liberalen Kreisen gerne „Unterprivilegierte“ – heute würden wir dort als „sozial Benachteiligte“ oder als Angehörige einer „bildungsfernen Schicht“ bezeichnet werden. Gleichbleibend in diesem ganzen Verblendungszusammenhang sind die Perspektiven für die Kinder aus so bezeichneten Familien: als potenzielle „Kunden“ der Jugendhilfe sowie als kaum kalkulierbare Masse zukünftiger sozialer oder auch antisozialer Bewegungen. Damit erweist sich nebenbei, dass die Jugendhilfe bis heute mit einem Klassencharakter belegt ist. Ich hab bisher jedenfalls nur (ehemalige) Heimkinder kennengelernt, deren Herkunftsfamilien sich in einem proletarisierten Milieu bewegen mussten. Wer das Geld dafür hat, der überweist seine dysfunktionalen zeitraubenden Stammhalter in der Regel vorzugsweise in Internate, was für die betroffenen Kinder und Jugendlichen solcher Milieus zweifelsohne auch nicht immer ein Zuckerschlecken ist.

Zurück zu meinem persönlichen Umfeld. Mein Großvater war den Behörden bekannt als Antifaschist und aktiver Gewerkschafter. Er kämpfte im Spanischen Bürgerkrieg und floh nach dem Sieg der Faschisten von Alicante aus nach Südamerika. Dort tauchte er bis Ende des Krieges in Buenos-Aires unter. Meine Mutter wurde nach dem Krieg westdeutsche FDJ-Aktivistin. 1952 nahm sie an einer Großdemonstration in München gegen die Wiederbewaffnung Deutschlands teil. Während dieser Demonstration wurde der FDJler Phillip Müller von der Polizei erschossen. Der damalige Vorsitzende der westdeutschen FDJ, Josef Angerfort, wurde wegen Hochverrats zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Meine Mutter wurde, neben unzähligen anderen Jugendlichen, in Polizeigewahrsam genommen und registriert. 1954 wurde die FDJ mit ihren einigen zehntausend Mitgliedern in Westdeutschland verboten, zwei Jahre später die KPD. In diesem historischen

Staat dazu, das erste Mal seit Ende des Krieges wieder Exportüberschüsse zu erwirtschaften.

Moment erblickte ich das Licht der Welt. Ich wurde folglich, wie man sich un schwer vorstellen kann, in eine Familie hineingeboren, die nicht zwangsläufig die „Ostzone“, sondern eher das „Adenauer-Regime“ als den Unrechtsstaat empfand. Nachdem mein Großvater irgendwann vorübergehend wegen des Verdachtes der Mitgliedschaft in der verbotenen KPD inhaftiert wurde, schlug die Fürsorge zu. So wurde ich, nachdem ich mich unversehens in einem Erziehungsheim der Diakonie wiederfand, gleich meinem Großvater zum „Gefangenen des Adenauer-Regimes“. Ich befand mich, um einen mit Recht antiquierten Begriff zu bemühen, an Opas Seite in „Gesinnungshaft“ – zwar nicht wegen meiner Gesinnung, sondern wegen der meines Großvaters, das nützte mir aber nichts.

Wenn ehemalige Heimkinder aus der DDR dies zufällig lesen, dann sollte einigen unter ihnen das Wesen dieses Internierungsgrundes recht bekannt vor kommen. Kinder von Oppositionellen werden aus ihrer Familie gerissen, um sie in die staatlich verordnete Erziehung, zu einem „besseren Menschen“ oder wahlweise „neuen Menschen“, zu überführen. Für die betroffenen Kinder macht es keinen Unterschied, ob sich „wahre Christen“ oder „reale Sozialisten“ an deren Persönlichkeitsentwicklung verdingen.

Im Moment der Überführung in ein Heim beginnt sich für alle betroffenen Kinder unmittelbar das zu entfalten, was der geneigte Sozialpädagoge unter der Begrifflichkeit „biografische Brüche als Merkmal der Heimerziehung“ lernen konnte. „As soon as you're born they make you feel small by giving you no time instead of it all till the pain is so big you feel nothing at all“ (John Lennon: Working Class Hero).

Um eine sinnliche, unter die Oberfläche gehende Vorstellung sog. biografischer Brüche zu bekommen, ist die Auseinandersetzung mit dem Zeitempfinden von Kindern hilfreich. Der große Vordenker deutscher Leitkultur, Martin Luther, hat sich einmal sinngemäß dahingehend geäußert, dass das „Leben der Kinderlein am allerseligsten und besten sei, da sie keine zeitliche Sorge haben“. In den von ihnen betriebenen geschlossenen Heimen der 50er und 60er Jahre gaben sich jedoch Luthers Erben von der „Inneren Mission“ jede Mühe, um diesen seligen Zustand ihrer Zöglinge schnellstens aufzuheben. Luther wurde bereits von Marx unterstellt, dass dieser „...die Knechtschaft aus Devotion besiegt, weil er die Knechtschaft aus Überzeugung an ihre Stelle gesetzt hat,... den Leib von der Kette emanzipiert, weil er das Herz an die Kette gelegt hat.“⁵. Vor diesem Hin-

5 Karl Marx „Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie“ in: MEW, Band 1, S. 378

tergrund betrachtet wird das Verhalten der Diakonissinnen, unter denen ich leiden musste, *für mich wenigstens ansatzweise verständlich*. Indem sie mein Herz an die Kette legten, damit ich meine Knechtschaft aus Überzeugung annehmen könne, wollten sie aus mir den „besseren Menschen“ formen.

Der Faktor Zeit, wie es so schön heißt, ist „weiß Gott“ dem Menschen zur Sorge geworden. Luther selbst wurde zum Zeitzeugen, als sich die Lebenszeit der Menschen allmählich in Kapital zu verwandeln begann. Heute spürt jeder, dass die eigene Zeit längst zum Tauschobjekt geronnen ist. Und jeder kann wissen, dass die Stunden, die Tage, die Jahre, die in diesem unaufhörlichen Tauschgeschäft verbraucht werden, zugleich eine vergebliche Verschwendung von Kreativität, Intimität und aller möglichen kaum erspürten menschlichen Potentiale bedeuten: Zeit ist Geld und Geld ist Zeit totschiessen.

Luther konnte nicht verhindern, dass der Mammon sich zum alles beherrschenden Fetisch emporheben konnte. Er nahm den Mammon als notwendige Versuchung, als Teufelswerk gegen die Rechtschaffenden, welche sich diesem weltlichen Übel nur entziehen können durch Hingabe ihrer Arbeitszeit, also Lebenszeit, an einen Gott. Der Mensch soll „im Schweiß seines Angesichts“ den Fetisch verachten und gottgefällig das Kapital vermehren. Darin besteht die „zeitliche Sorge“ in der protestantischen Ideologie. Die in gehorsam verrichteter Arbeit aufgehobene Zeit ist für den Protestanten die spirituelle Tilgung der (Erb-) Schuld, einhergehend mit einer ständigen Neuverschuldung.

Ganz anders „das allerseligste und beste Leben der Kinderlein“, welche sich in ihrem scheinbar zeitlosen Dasein dem Zustand der Unmittelbarkeit, also ihren unmittelbaren Bedürfnissen hingeben können, solange ihnen die Sorge von Schuld und Verschuldung äußerlich bleibt. Das Zeitempfinden von Kindern entwickelt sich, bis es dem Takt der Verwertung endlich unterworfen ist, als wirklich historisches Zeitempfinden, indem das eigene Erleben sich unmittelbar umwandelt in Erinnerung, um dann im Austausch mit seiner Umwelt zur Erfahrung zu werden. Zeit ist für Kinder authentisches Wachstum durch permanente Weltaneignung und Selbstaneignung. Die Sorge tragen die Eltern und die Pädagogen, die ihrem persönlichen Wachstum entwachsenden Erwachsenen. Wer selbst Kinder hat, kennt das frustrierende Gefühl, welches sich einstellen kann, wenn man sich mehrmals täglich gezwungen sieht, die Kurzen aus ihrer eigenen spielerischen Welt der staunenden, kreativen und ergebnisoffenen Erlebnisse herauszureißen, um sie dem Takt unserer verdinglichten Welt unterzuordnen. Selbst eingeteilt in freie und unfreie Zeit sind Eltern gezwungen, mit der Zeit hauszuhalten. „Das allerseligste und beste Leben der Kinderlein“ offenbart sich darum als das Dilemma der zeitlichen Sorge; wenn sie trödeln beim Anziehen, sich im ungünstigen

Moment an einer Schaukel klammern, weil das Gefühl der Schwerelosigkeit noch nicht genügend ausgekostet wurde, oder über irgendetwas staunend plötzlich irgendwo stehen bleiben, bis wir es wegzerren, weil die Zeit knapp wird. Dann und wann muss gegessen und geschlafen werden, nicht, weil die Kinder Hunger haben oder müde sind, sondern, weil der Tagesablauf durch die Arbeitswelt so vorgegeben wird, so lange bis sie endlich dann müde oder hungrig sind, wenn der Zeitplan des Produktionsprozesses es erlaubt. Die allmähliche Umwandlung des kindlich-historischen Zeitempfindens in ein mechanisches geteiltes hat weitreichende Folgen für die Bewusstseinsentwicklung von Kindern und ist Grundbedingung für den Prozess der (Selbst-)Entfremdung und der Manipulation. Piaget sagt sinngemäß, dass „...jedes Mal, wenn wir einem Kind etwas aneignen, das es für sich selbst hätte entdecken können, wir ihm die Chance nehmen es vollkommen zu verstehen“. Im Kontext staatlicher Erziehung – Heim – spielen solche Erkenntnisse kaum eine Rolle. Mehr noch als im normalen Familienalltag ist der Heimalltag bis ins letzte Detail durchstrukturiert, es handelt sich hier schließlich um eine Arbeitswelt, um Arbeitsabläufe, um feste Arbeitszeiten, um fremddefinierten Erfolg und Misserfolg, um Gewinn und Verlust. Die Persönlichkeiten der Kinder bilden in diesem Arbeitsprozess den zu bearbeitenden Gegenstand. In der pädagogischen bzw. psychologischen Literatur wird dieser Zusammenhang selten benannt. Stattdessen weiß man über schwierige Kinder, also Kinder, die dem System der Zeiteinteilung Schwierigkeiten bereiten, zu sagen, dass diese vor allem eines brauchen, nämlich Struktur und immer wieder Struktur. Indem jedoch der Begriff „Struktur“ weitgehend abstrakt bleibt, läuft die Praxis meist darauf hinaus den Strukturen des vorgefundenen Systems eine Naturwüchsigkeit zuzuschreiben und sich dem unhinterfragt unterzuordnen.

Ein Kind, welches mit Stolz präsentiert, dass es die Uhr lesen kann, hat noch längst keine Vorstellung davon, was eine Uhr repräsentiert. Die Frage nach dem „Wann“ taucht erst auf, nachdem sich für das Kind die Bedeutung von „Wer“ und „Wie“ und später „Warum“ längst erschlossen hat. Und es braucht seine Zeit, um dieses „Wann“ vollständig zu verstehen. „Wann sind wir Zuhause?“ Eltern wissen um die Tragik dieser Frage, weil sie sie kaum beantworten können. Wenn ein kleines Kind diese Frage stellt, weil es keine Lust mehr hat, im Auto zu sitzen, dann ist jede Antwort unbefriedigend. Bekommt das Kind zu hören, dass es noch eine Stunde dauert, so wird es nach 10 Minuten erneut fragen. Auch unser ungeduldiges: „Wir sind gleich da“ wird das Kind kaum befriedigen können. Kinder sträuben sich dagegen, von der Zeit beherrscht zu werden. Sie eignen sich Zeit an, *unsere* Zeit, um sich *ihre* Bedürfnisse nach Zuwendung und Sicherheit, Versorgung, Zugehörigkeit und Befriedigung der Neugier zu sichern. Sie treten damit in Konkurrenz zu denen,

die sich *unsere* Zeit zwecks Kapitalvermehrung aneignen müssen. „Biografische Brüche“ entfalten sich in den Momenten, in denen das Kind seiner (selbstangeeigneten) Zeit zur Absicherung der für ihn existentiellen Bedürfnisse, mit einem Wort, der ihm zustehenden Liebe, abrupt beraubt wird.

Als ich mich im Fahrzeug der Fürsorge neben einer freundlichen Frau befand, da wusste ich intuitiv, dass die Frage: „Wann sind wir zu Hause?“ vollkommen überflüssig ist. Von da an verhüllen sich meine Erinnerungen in einen dichten Nebel, der hin und wieder durch erschreckend klare Details durchbrochen wird. Das ist das Symptom meines „biografischen Bruchs“. Ich kann mich deshalb auch nicht an ein *Heimweh* erinnern. Dafür gab es auch keine Zeit, denn nun kam es darauf an, sich in einem System zu bewegen, in dem man ständig auf der Hut vor willkürlich ausbrechender Gewalt sein musste, deren Sinn sich einem beim besten Willen nicht erschließen konnte. Es gab kaum Momente für Gedanken an die Familie in dieser Struktur, und das war im gewissen Sinne, so abartig es klingen mag, auch gut so, weil es notwendig war. Verdrängung wird zur Überlebensstrategie.

Die Fahrt in diese Hölle war wohl der erste Moment in meinem Leben, in dem ich in diese innere gedankenleere Starre verfiel, die mich noch lange begleiten sollte, als würde ich bereits geahnt haben, was auf mich zukommt. Details tauchen bis heute gelegentlich auf. In der Regel sind es Details, die mir meine Entwürdigung und meine Ohnmacht ins Gedächtnis rufen. Ich weiß dafür bis heute nicht genau, wie lange ich im Heim war, auch nicht, wo sich dieses Heim befand. Therapeutische Erfahrungen sowie Recherchen gaben mir aber einige größere Bruchstücke aus dieser Zeit zurück, sodass sich ein gewisser Rahmen für mich ergeben hat, in dem ich meine persönliche Aufarbeitung einordnen kann. In meiner Herkunftsfamilie konnte ich über das Thema nie reden, zu groß sind die Scham und das Schuldempfinden.

Nach allem, was ich bisher rausfinden konnte, war ich irgendwann zwischen dem fünften und dem achten Lebensjahr interniert. Die Internierungsanstalt befand sich vermutlich in Niedersachsen und trug den Namen „Rübezahl“, ein ehemaliges Internierungslager für Kriegsgefangene und Außenlager des KZ Buchenwald. In den diversen Beschreibungen von ehemaligen Heimkindern stimmen die Beschreibungen für diesen Ort am ehesten mit meinen Erinnerungen überein bzw. haben diese Beschreibungen viele Erinnerungen in mir geweckt.⁶ Nach mei-

⁶ Siehe dazu auch: <http://holzen-kinderheim-rubezahl-perversion-christlichen-auftrags.over-blog.de/article-28254599.html>

ner *Heimkehr* und bis heute ist es mir nie mehr recht gelungen, die emotionale Nähe zu den Mitgliedern meiner Herkunftsfamilie herzustellen, die ich zuvor hatte und die ich mir stets zurückgewünscht habe.

Jedes Mal, wenn es Probleme gab, und die gab es aufgrund meiner inneren Unruhe und meiner latenten Aggressivität ständig, verfiel ich erneut in diese Starre, zu Hause wie in der Schule. Es gibt kein Zeugnis, in dem dieses Verhalten nicht beschrieben wurde: „Er stört durch lautes Reden und verbreitet Unruhe. Wird er ermahnt, dann stellt er sich taub.“ In der Wahrnehmung der Lehrer hieß das: Aggressivität gepaart mit Ignoranz. Insbesondere trat diese Starre immer dann ein, wenn mir von meiner völlig überforderten Mutter oder dem Lehrer mit der Rückführung ins Heim gedroht wurde. Heute überkommt mich die Starre gelegentlich, wenn sich bei mir Verlustängste einstellen. Wenn es über mich kommt, dann kann ich mich trotz unzähliger Stunden der Selbstreflexion kaum dagegen wehren. Identitätsstörung, Hyperaktivität, Dissoziation, Autismus, so könnten heute die Diagnosen für mein Verhalten als Kind und Jugendlicher lauten. Ich nenne das den (vorübergehenden) Verlust meines Selbst in Folge einer mir auferlegten brutalen Fremdbestimmung. So begreife ich meinen „biografischen Bruch“. Im Großen und Ganzen muss ich feststellen, dass dieser „biografische Bruch“ meine Persönlichkeitsentwicklung, meine Menschwerdung wesentlich mehr beeinflusst hat als alle anderen typischen Merkmale der Heimerziehung zusammen. So betrachtet hat der ständige Versuch der Manipulation „...gemäß den Anleitungen des menschenfeindlichsten Behaviorismus“ (Zahl)⁷ doch seine Spuren hinterlassen. Immerhin aber nicht derart, wie Staat und Kirche es sich vorgestellt haben, gemäß deren Auftrag die Täterinnen, die ich zynischerweise als „Schwestern“ anreden musste, dann handelten. Meinhof und Mannschatz behalten in meinem Fall auf jeden Fall beide Recht: Im Heim zeigte sich mir der Staat, wie er sich Erziehung vorstellt – die Erziehungswirkungen blieben jedoch aus und schlugen zuweilen gar in ihr Gegenteil um. Mein „biografischer Bruch“ ist bis heute in einem tiefsitzenden inneren Bruch mit dem herrschenden System des (Lebens-)Zeitdiebstahls umgeschlagen. Überall, wo ich hinschaue, gerade auch in meinem beruflichen Umfeld, kann ich dafür noch täglich Begründungen finden, denn unsere Gesellschaftsstruktur produziert überall und ständig gebrochene und zerbrochene Lebensläufe – nicht nur im Heim.

7 Peter Paul Zahl, „Die Zerstörung der Mitmenschlichkeit: Lumpen im Schließfach“, Kursbuch 44, Berlin 1976, S. 168.

Die Sozialpädagogik kennt neben den „biografischen Brüchen“ noch weitere Merkmale der Heimerziehung. Dazu gehören Sanktionen, Funktionalisierung von Beziehungen, Aussonderungserfahrungen, Zukunftsängste und ein gestörtes Elternbild. (vgl. Wolf u.a.)⁸ Da all diese Leidensursachen in mehr oder weniger ausgeprägter Form für die meisten Menschen in unserer Gesellschaft gelten, sollte es deshalb auch grundsätzlich den meisten Menschen gelingen, auch ohne besonders große empathische Anstrengungen, sich vorzustellen, was das unter den extremen Bedingungen der Heiminternierung für die ausgelieferten Kinder und Jugendlichen bedeutet. Alle diese Merkmale sind dabei als systemimmanent zu betrachten, völlig gleichgültig, ob sich das System „Heim“ hinter eine vermeintlich sozialistische oder eine vermeintlich christliche oder sonst eine Ideologie verschanzt. Zu all diesen Merkmalen wurde bereits viel geschrieben, aus diesem Grund möchte ich mich auch nicht weiter über die Sanktionen, das Gebrüll, die Schläge, die Nötigungen und Erniedrigungen, die Angst, dem Ekel, die ohnmächtige Wut und deren Folgen auslassen. Ich möchte hier lediglich ein Detail aus meiner Heimerfahrung herausgreifen, weil es sich ganz gut in den vorliegenden Gesamtzusammenhang zu fügen scheint.

Wenn im Schlafsaal das Licht ausgelöscht wurde, dann hatte es still zu sein. Die Angst, aber auch die Neugier und die Lust auf unbeobachtete Kommunikation, welche die Dynamik im Schlafsaal bestimmten, sorgten jedoch für so viel Spannung, dass die verordnete Stille kaum durchzuhalten war, obwohl jedes Kind wusste, dass ein Hinwegsetzen über die Regeln harte Sanktionen nach sich ziehen konnte, sofern man sich erwischen ließ. In der Regel munterte man sich des Nachts flüsternd durch Gruselgeschichten, Witze oder andere Albernheiten auf. Beim Lachen verschwand man unter die geräuschkämpfende Bettdecke. Die Diakonissen hatten eines Tages beschlossen, uns mit dem „Trullala“ von der „schwäbischen Eisenbahn“ unseren grauen Alltag etwas zu erhellen. Die Melodie war bereits den meisten bekannt und so trullerten wir beim täglichen Spaziergang durch den Wald gemeinsam vor uns hin. Im Schlafsaal wurden die täglichen Ereignisse stets auf Kinderweise reflektiert. Ein etwas älterer Junge, der offenbar in seiner Familie ebenfalls den Geist des Kalten Krieges aufgeschnappt hatte, gab nun leise singend, vom eigenem Gekicher ständig unterbrochen, den Reim wider, den sich seine Leute auf den kalten Krieg im Ländle machten, und zwar so:

8 Wolf/Graßl/Romer/Vierzigmann/Wieland, „Heimerziehung aus Kindersicht“, Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V., München, 2000

Mit der schwäb'schen Eisenbahn
Kommt der Chrustschow angefahr'n
Mit 'ner Bombe unterm Arm
Das bedeutet Kriegsalarm
Alle rennen in den Keller
Adenauer noch viel schneller
Und der kleine Willy Brandt
Ist um ganz Berlin gerannt

Mich entzückte und amüsierte das dermaßen, dass ich mich vor Lachen kaum einkriegen konnte. Nicht, weil ich diesen Reim seinerzeit auch nur ansatzweise inhaltlich verstanden hätte, sondern, weil er mich bezüglich bestimmter Reizwörter an die gutlaunige Pose meines Großvaters erinnerte. Außerdem mögen Kinder Dinge, die ihnen absurd erscheinen, sofern diese nicht angstbesetzt von den Erwachsenen übertragen werden. Weil ich auch einiges aufgeschnappt hatte, rief ich altklug in den Saal: „Adenauer Mauerbauer!“ Die Tür zum Schlafsaal flog auf und ein grelles Neonlicht holte uns allesamt zurück in die harte Realität. Ich wurde schnell als Rädelsführer ausgemacht, aus meinem Bett gezerrt und ausgezogen, ohnehin war mein Pyjama vor Schreck schon vollgepisst. Schwester Ilse und einige ihrer Lakaaien trieben alle aus ihren Betten und dann ging's ab in den Waschraum. Dort wurde ich vor versammelter Mannschaft unter lautem Gejohle von der Ilse mit dem kalten Wasserschlauch bearbeitet, bis ich wimmernd und heulend zusammengekauert auf dem kalten Boden lag. Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass die Schwestern mich für den Inhalt meiner Aussage bestrafen, möglicherweise hatten sie gar nichts mitbekommen von meinen unbewusst oppositionellen Äußerungen. Vielleicht geschah alles nur, weil sie die Unruhe im Schlafsaal unterbinden wollten. Auszuschließen ist das vor dem Hintergrund der damaligen Zeit aber nicht, zumal der Glaube an die „Erbsünde“ in einem Heim mit christlicher Prägung Programm gewesen war/ist (?) und ich als Erbe gottesferner Kommunisten galt. An dieser Stelle kam aber für mich die pädagogische Einsicht von Mannschatz zum Tragen. Die Erziehungswirkungen dieser Aktion „verzweigten“ nämlich in diesem Fall. Immer, wenn ich heute diese Reime oder auch nur diese blöde Melodie höre, dann muss ich innerlich grinsen. Von dem ganzen Spektakel hat sich das Ereignis unmittelbar *vor* der kalten Dusche, gegen jede Angsterfahrung als der entscheidende Moment in meinem emotionalen Gedächtnis verankert. Es war lustig! Das, und nicht die Strafe war das Besondere an diesem Ereignis. Strafen sind eben irgendwann nichts Besonderes mehr. Zudem konnte ich schon damals spüren, dass das Gejohle meiner Kameraden nicht gegen mich gerichtet war, sondern bloß ihre eigene Angst zum Ausdruck gebracht hat – aber auch ihre (Schaden-)

Freude darüber, dass ich mich als „Aufwiegler“ erwischen lassen habe und es nur deshalb keine Kollektivstrafe gab, das ließ man mich halt spüren. Im Heim gilt: Du musst, um psychisch zu überleben, um dich lebendig zu fühlen, ständig die Regeln durchbrechen. Aber du darfst dich dabei nicht erwischen lassen.

Dieses Lebensgefühl als Gefühl der Lebendigkeit hatte seinerzeit Ulrike Meinhof in ihren Recherchen aufgespürt und beschrieben. Dadurch wurde sie zu einer Art Ikone für viele renitente Heimkinder der 70er Jahre. Schade nur, dass ihr Mitgefühl für die „Unterdrückten dieser Erde“ trotz ihrer tiefen Einsicht in die Strukturen dieser Gesellschaft, welche die Unterdrückung erst ermöglichen, umgeschlagen ist in einen personifizierten Hass gegen einige „Charaktermasken“ des Systems und somit der radikale Kern ihrer Gedanken verloren ging.

Mitte der 90er Jahre kam zu mir eine Familie aus der ehemaligen DDR in die Beratung. Die alleinerziehende Mutter von 4 Kindern hatte als Kind und Jugendliche die Heime des „realen Sozialismus“ kennenlernen müssen. Das letzte Jahr ihrer Internierung verbrachte sie im berühmten „Jugendwerkhof“ Torgau. Während wir an der Aufarbeitung ihrer Geschichte arbeiteten, kam mir vieles aus meiner eigenen Geschichte wieder ins Gedächtnis. Aus der Familientherapie wurde schließlich eine gemeinsame Aufarbeitung mit persönlichen und politischen Aspekten. Wir kämpften in diesem Prozess gemeinsam und erfolgreich für die „Rückführung“ ihres ältesten Sohnes, der sich, nach einem Aufenthalt in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, in „stationärer Unterbringung“ befand. Wir konnten uns im Laufe unserer Arbeit sowohl sinnlich als auch gedanklich ein tiefes Verständnis von der in Vergessenheit geratenen Parole: „Das Persönliche ist politisch.“ aneignen. Bis heute sind wir in Freundschaft miteinander verbunden.

Ein Teil unserer Arbeit bestand darin, eine finanzielle Entschädigung für die Mutter durchzusetzen. Ich konnte das aus voller Überzeugung mittragen. Die finanzielle Not, in der sich diese Familie befand und die ein weiterer wichtiger Grund für deren psychisches Leid darstellte, bot alle Rechtfertigung dafür, sich für eine finanzielle Entschädigung einzusetzen, die diese Not zwar nicht aufheben konnte, aber zumindest half, den Schuldenberg zu reduzieren: 375€ pro Monat in Torgau für ein Verbrechen an ihrer Persönlichkeit, dass eigentlich überhaupt nicht finanziell zu entschädigen ist.

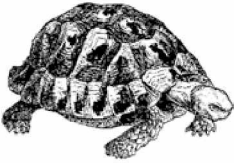
Die „Aufarbeitung“ der Heimgeschichte in Ost und West läuft parallel zur Praxis der immer noch bestehenden „geschlossenen stationären Einrichtungen für Kinder und Jugendliche“, wie es im Jugendamtsjargon so schön heißt, und die zudem durch neue Skandale ständig überschattet wird (siehe hierzu die jüngst an die Öffentlichkeit vorgedrungenen Zustände in der „Haasenburg“). Vor diesem

Hintergrund sind die Betreiber geschlossener Heime und deren Lobby aufgefordert, sich einer kritischen Aufarbeitung der gesamtdeutschen Heimerziehung zu stellen. Dazu passen auch die Projektionen und Angriffe, die sich derzeit einseitig gegen die ehemaligen Verantwortlichen für die Heimerziehung in der DDR richten, Torgau ist mittlerweile immerhin eine Gedenkstätte. Wie am Pranger hängen dort die Fotos von Margot Honegger und Eberhard Mannschatz, die persönlich für das Leid unzähliger Betroffener verantwortlich gemacht werden. „Nicht die Deutschen, die Kommunisten sind’s gewesen!“ Mich erinnert das allzu sehr an die o.g. Botschaft an die Deutschen, die ich aus meiner Kindheit kenne: „Nicht ihr ward es, die Nazis sind’s gewesen.“ In der vorherrschenden Gleichstellung von Nazifaschismus und DDR-Diktatur als sog. Totalitarismus-Theorie findet diese Botschaft aus dem „Kalten Krieg“ ihre moderne Variante, die wie immer nichts anderes zum Zweck hat, als das System hinter der gesellschaftlichen Praxis zu verschleiern. Niemand dieser offiziellen Geschichtsdeuter kommt deshalb auf die Idee, etwa in einer ehemaligen Erziehungsanstalt der alten BRD, z.B. dem Heim „Rübezahl“, eine „Gedenkstätte“ zu errichten, samt Foto-Pranger mit den Personen, die bis zur Auflösung der alten Heimstruktur in der BRD Verantwortung getragen haben: die Familienminister Franz-Josef Wuermeling, Bruno Heck, Aenne Brauksiepe und Käthe Strobel sowie die damaligen Vorstandsmitglieder der „Inneren Mission“ der evangelischen Kirche und die Betreiber des Heimes. Solange die Auseinandersetzung diese einseitige Form behält und nebenher die Revision der Errungenschaften der „Heimkampagne“ der 1970er Jahre betrieben wird, bleibt jede Aufarbeitung ohne Konsequenzen. Es werden folglich weiterhin Leben unnötig beschädigt. Eine „Entschädigung“ für die sich zu Recht als Opfer wahrnehmenden ehemaligen Heimkinder der alten BRD *und* der DDR wird sich deswegen auch weiterhin auf finanzielle Abfindungen reduzieren lassen. Das mag für die nicht wenigen unter ihnen, deren Biografie sie vom Heim in einen miesen Job oder in den Knast oder beides und so letztlich in die Armut geführt hat, ein kleiner Trost sein. Sehr viele Betroffene nehmen, wie ich, zum Glück für den Fiskus, aber vor allem aus guten Gründen für sich selbst, keine finanzielle Abfindung in Anspruch. Abgefunden wird man, wenn man entlassen wird, damit kann man sich abfinden oder auch nicht. Damit entlässt sich die Herrschaft aber zugleich aus ihrer Verantwortung. Zudem kann der Staat nicht wirklich die Deformierungen entschädigen, die er hat anrichten lassen. *Entschädigen* können sich die Betroffenen nur selbst und nur mit Hilfe von Solidaritätserfahrungen im politischen und vor allem persönlichen Bereich.

Literatur

- Bringuier, Jean-Claude/Piaget, Jean 1996: Im Allgemeinen werde ich falsch verstanden. Hamburg
- Kinderheim Rübezahl: Online unter: <http://holzen-kinderheim-rubezahl-perversion-christlichen-auftrags.over-blog.de/article-28254599.html>
- Marx, Karl 1972: Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie, MEW Band 1. Berlin
- Meinhof, Ulrike-Marie 1971: Bambule: Fürsorge, Sorge für wen? Berlin
- Piaget, Jean 1974: Die Bildung des Zeitbegriffs beim Kinde. Frankfurt a.M.
- Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften 2008, Bd. 97, Berlin
- Wensierki, Peter 2006: Schläge im Namen des Herrn. München
- Wolf/Graßl/Romer/Vierzigmann/Wieland 2000: Heimerziehung aus Kindersicht. München
- Zahl, Peter-Paul 1976: Die Zerstörung der Mitmenschlichkeit – Lumpen im Schließfach, Kursbuch 44. Berlin

Vadim Riga, E-Mail: aufheben@online.de

express ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT		Niddastraße 64, 60329 FRANKFURT Tel. (069) 67 99 84 express-afp@online.de www.express-afp.info
	Ausgabe 7-8/13 u.a.:	<ul style="list-style-type: none"> • Michael Fütterer: »Weste: weiß, Papier: geduldig«, zum Kampf um bessere Arbeitsbedingungen in der Bekleidungsindustrie in Bangladesch • Edwin Schudlich: »Maredo macht Spaß«, erfolgreich in der Niederlage – zum Ausgang des Konflikts • »Keine Pause in Sicht«, ein Interview mit Mechthild Middeke über die Streiks der Amazonier • Michael Wendt: »Wo steckt der Kapitalismus?«, zur Kontroverse um die Privatisierung von Krankenhäusern • Suzanne Adely / Immanuel Ness: »Dharna gegen Ausbeutung«, indische AutoarbeiterInnen kämpfen für ihre Basisgewerkschaft und für die Freilassung von Gefangenen • Wolfgang Völker: »Bewegung, Bündnis, Buckelkatze«, über Harald Rein: »1982-2012. Dreißig Jahre Erwerbslosenprotest«



PROKLA
Zeitschrift für kritische
Sozialwissenschaft

Einzelheft € 14,00
ISSN 0342-8176

Eine der wichtigsten theoretischen Zeitschriften der parteiunabhängigen Linken, deren Beiträge noch nach Jahren lesenswert sind. Keine Tageskommentare, kein Organ einer Partei, kein journalistisches Feuilleton: eher eine Anregung zum gründlichen Nachdenken über den eigenen Tellerrand hinaus.

Die PROKLA erscheint viermal im Jahr und kostet im Abo jährlich € 38,00 (plus Porto) statt € 56,00. AbonnentInnen können bereits erschienene Hefte zum Abo-Preis nachbestellen. Das Abo kann jeweils bis acht Wochen vor Jahresende schriftlich beim Verlag gekündigt werden.

Prokla 172
Gesellschaftstheorie III:
Zeitdiagnosen

PROKLA 171
Demokratie und Herrschaft,
Parlamentarismus und Parteien

PROKLA 170
Soziale Kämpfe in Afrika

PROKLA 169
Finanzierung, Konzentration,
veränderte Unternehmensformen

PROKLA 168
Die EU und der Euro in der Krise

PROKLA 167
Perspektiven der
Gesellschaftskritik heute

PROKLA 166
Deutschland – Krisengewinner?

PROKLA 165
Gesellschaftstheorie im
Anschluss an Marx

PROKLA 163
Sparen und Herrschen

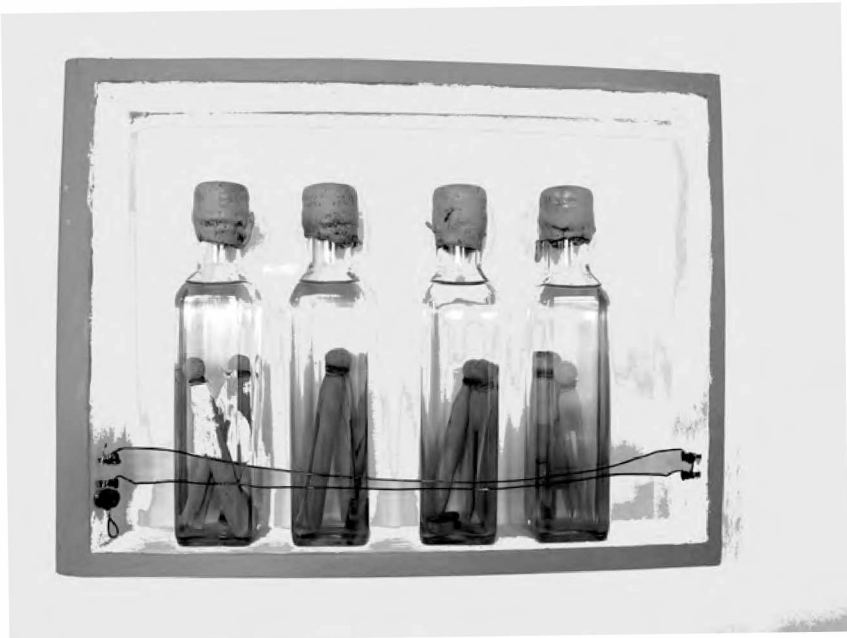
PROKLA 162
Nie wieder Krieg?

PROKLA 160
Kulturkämpfe

**WESTFÄLISCHES
DAMPFBOT**



e-mail: info@dampfboot-verlag.de
<http://www.dampfboot-verlag.de>



Friedemann Affolderbach & Uwe Hirschfeld

Enteignete Erfahrung?

Ein Gespräch zur Politik der Erinnerung an die DDR

Uwe Hirschfeld: Lieber Friedemann, du hast dich, beruflich wie auch biografisch, schon viele Jahre mit Fragen der Geschichte beschäftigt, auch mit der Geschichte der DDR. Was war jetzt der Anlass, dass du dich erneut damit auseinandergesetzt hast?

Friedemann Affolderbach: Der ursprüngliche Ausgangspunkt war die Frage der geschlossenen Unterbringung in der DDR und der damit zusammenhängende offene Brief von Lutz Rathenow.

UH: Also der Anlass war ein Brief, eine Auseinandersetzung, wo ein Opfer des repressiven Erziehungssystems der DDR, zu dem an prominenter Stelle auch der geschlossene Jugendwerkhof in Torgau gehörte, festgestellt hat, dass in einem Buch, was in ihrem Studium verwendet wurde, Eberhard Mannschatz zu Wort kam. Ein Buch, was nach DDR-Zeiten erschienen ist, wo er sich auch reflexiv und durchaus selbstkritisch mit der geschlossenen Unterbringung in der DDR auseinandersetzt. Was spricht eigentlich gegen dieses Missbehagen des Opfers eines DDR-Erziehungssystems zu sagen, da ist sie nicht mit einverstanden, wenn so etwas publiziert wird und als Text in Lehrveranstaltungen verwendet wird?

FA: Aus Sicht eines Opfers, wenn es ein Opfer aus Torgau wäre und artikuliert, dass es ein Problem hat mit Eberhard Mannschatz und seiner damaligen Funktion, mit den Ideen, die damals in Bezug auf geschlossene Unterbringung gesponnen, entwickelt und durchgesetzt worden sind, würde ich sagen, spricht nichts dagegen, das zu kritisieren. Mein Problem daran war, dass es erstens kein Opfer aus Torgau ist, was dort spricht¹, und zweitens, dass sich die Debatte in so

1 Angestoßen wurde die Debatte durch Evelyn Zupke. (Vgl. hierzu z.B. einen Beitrag in der FAZ unter: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/ddr-heimerziehung-lassen-sie-uns-darueber-reden-11788612.html>; zuletzt eingesehen, am 16.05.2013). Sie ist bekannt als Mitglied der ehemaligen DDR-Opposition. In diesem Zusam-

einer Dynamik von Leuten entfaltet hat, die alle in einer Stellvertreterfunktion *für* die Leute in Torgau sprechen und *über* deren Erfahrungen sprechen. Dabei verschwinden aus meiner Sicht die Erfahrungen der Opfer, deren persönliche Geschichte letztlich nur auf Torgau reduziert wird. Also interessant wäre es ja auch, zu erfahren, was z.B. mit den Leuten passiert ist nach Torgau. Wie sind sie da mit ihrem Leben klargekommen, was ist davor gewesen, was hat dazu geführt, dass sie dorthin gekommen sind etc. Es stellt sich hiermit auch die Frage nach der Rolle und Funktion z.B. von Opfern als Zeitzeugen.² Das ist alles in

menhang ist sie Opfer des Stalinismus und von Repressionen in der DDR geworden. Heute ist sie als Zeitzeugin aktiv und berichtet über ihre damaligen Eindrücke und Erfahrungen. (Vgl. Zeitzeugenbüro im Internet unter: <http://www.zeitzeugenbuero.de/index.php?id=detail&zyp=56>; zuletzt eingesehen, am 16.05.2013). Soweit mir bekannt ist, war sie selbst als Kind oder Jugendliche nicht im Torgauer Jugendwerkhof untergebracht.

- 2 Auf diese Problematik der Erinnerung, Funktion und Instrumentalisierung von Zeitzeugen hat beispielsweise Aleida Assmann hingewiesen. Sie hebt eine Besonderheit hervor, die gerade auch für den hier diskutierten Kontext von großer Bedeutung ist. Unter Bezugnahme auf Maurice Halbwachs und seine Überlegungen zum kollektiven Gedächtnis, schreibt sie: „Erinnern [...] ist keineswegs eine rein subjektive und innerliche Angelegenheit, sondern setzt immer schon mögliche Adressaten und soziale Instanzen der Bestätigung, Ergänzung oder Korrektur der Erinnerung voraus. [...]“ (2007, S. 34, Auslassungen F.A.). An anderer Stelle verweist sie deshalb darauf, dass Zeitzeugen ihre Erinnerung „in einen sei’s rechtlichen, sei’s religiösen, sei’s politischen, (oder auch fachlichen, Einlassung F.A.), aber immer öffentlichen Raum“ stellen (2007, S. 47). Hierzu ist anzumerken, dass eben gerade das Öffentliche in der bürgerlichen Gesellschaft ein besonders umkämpftes Gebiet darstellt und als ein wesentliches Mittel zur Erzeugung von Hegemonie gilt (vgl. zur Problematik Öffentlichkeit grundlegend Alex Demirović 1997 oder auch Oskar Negt und Alexander Kluge 1972). Im Kontext von Öffentlichkeit übernehmen Zeitzeugen z.B. eine „zweifache Vermittlungsfunktion: Zum einen vermitteln sie zwischen Vergangenheit und Gegenwart durch ihre individuelle Erinnerung und das verkörperte Wissen vergangener historischer Ereignisse. Zum anderen sind sie eine Instanz zur Herstellung von Authentizität und Unmittelbarkeit“, gleichzeitig ist hier auch der Anknüpfungspunkt für Instrumentalisierungen zu finden, indem durch die „erreichte Individualisierung von Geschichte“ auch die „Durchsetzung von Geschichtsbildern“ erfolgen kann (Christian Ernst u. Peter Paul Schwarz 2012, S. 33). Aleida Assmann spricht außerdem von vier Formen der Zeugenschaft, den juristischen, religiösen, historischen und moralischen Zeugen (2007, S. 35-46). Die Überzeugungskraft eines „moralischen Zeugen“ speist sich aus seiner „körperliche(n) Präsenz“ die „Verletzung menschlicher Würde“ präsentiert und sich als „ethischer Appell an eine nicht festgelegte moralische Gemeinschaft“ richtet (Christian Ernst

meiner Wahrnehmung in dem öffentlichen Diskurs hinten runter gefallen oder es ist instrumentalisiert worden, um ein bestimmtes Bild der DDR zu zeichnen.

UH: Kannst du das noch genauer sagen, wie weit instrumentalisiert, von wem? Welches Bild von DDR wurde da gezeichnet?

EA: Instrumentalisiert von Opferverbänden oder eben dem Stasi-Beauftragten und ehemaligen Bürgerrechtlern bzw. Oppositionellen, die sich in diesen Diskurs eingeklinkt haben und deren DDR-Vorstellung völlig klar ist: die DDR war eine Diktatur und spezifischer Ausdruck der Diktatur sei eben diese Form der geschlossenen Unterbringung gewesen.

UH: Warum ist das so ein Problem für dich, wenn man sagt, die DDR war eine Diktatur und da ist so ein geschlossener Werkhof mit einer geschlossenen Unterbringung, wo es anerkanntermaßen sehr brutal und menschenunwürdig zugeht?

EA: Es ist ein Problem für mich, weil es vergleichbare Formen der Unterbringung auch in der Bundesrepublik gab, also nicht nur in der DDR. Wenn man versucht, sozusagen über die Form der geschlossenen Unterbringung die DDR zu erklären oder das als Beweis dafür anzuführen, dass die DDR eine Diktatur gewesen sei, ist das zu kurz gedacht. Also entweder man versteht unter einer Diktatur ein etwas größeres Bild, wo das ein Baustein sein kann, dann ist für mich aber gleichzeitig heute zu fragen: „Was lerne ich aus den Erfahrungen von damals?“

UH: Also die Instrumentalisierung zeigt sich darin, dass es eigentlich gar nicht um die geschlossene Unterbringung ging, sondern dass diese nur als ein Indiz verwendet wurde, um deutlich zu machen, wie menschenunwürdig der ganze Staat DDR war. Dazu passt dann auch, dass Eberhard Mannschatz ja selber gar nicht in Torgau gearbeitet hat. Kannst du noch etwas über ihn und über seine Rolle sagen?

EA: Soweit ich etwas über Eberhard Mannschatz gelesen habe, dies sind einerseits Medien, bei denen für mich die Quellen etwas unklar bleiben, wie etwa in zahlreichen Zeitungsartikeln, und andererseits seine Selbstaussagen über seine beruflichen Positionen und Sichtweisen. Demnach war er in der Position als Abteilungsleiter für Jugendhilfe im Ministerium für Volksbildung der DDR tätig. Er war außerdem eine verantwortliche Person, die in diesem Zusammenhang Ideen zur Unterbringung von „schwierigen“ Jugendlichen und Kinder entwickelt hat. Dabei hat er auch an den Konzepten der Jugendwerkhöfe mitgearbeitet. Ich bin mir mit dem, was ich gelesen habe, nicht ganz sicher, aber wenn ich das richtig verstanden habe, hat er diese Form der Unterbringung auch schon

u. Peter Paul Schwarz 2012, S. 27, Einlassung F.A.) sowie „die Rolle des Opfers und des Zeugen in sich vereinigt“ (Aleida Assmann 2007, S. 42).

in der DDR kritisiert³, hat sich aber letztlich den Vorgaben gebeugt und ist verstummt. Dann ist in der Praxis eben das entstanden, worüber heute rückblickend so heftig diskutiert wird, das ist mein Problem.

UH: Warum ist das für dich ein Problem?

FA: Es ist für mich die Frage: „Wer hat für was eine Verantwortung in der Zeit gehabt?“ Und gleichzeitig ist es für mich ein Problem, dass er als ein ehemaliger Vertreter staatlicher Verwaltung zu DDR-Zeiten heute versucht, sich kritisch in einem Jugendhilfediskurs zu äußern. Und, ein bisschen böse gesagt, ist das für mich eine problematische Sache, dass sich Verantwortliche von damals heute über eine Geschichte äußern, die sie damals hegemonial mitgestaltet haben. Der schlimmste Fall ist es, wenn es kein reflexives Erzählen, ausgenommen bei Eberhard Mannschatz, sondern eine Art Schönreden des Umstandes gibt.

UH: Aber das ist es ja bei Eberhard Mannschatz nicht.

FA: Nein, das ist es bei Eberhard Mannschatz nicht. Vielleicht ist da auch noch eine andere Sache: wenn ich mir den Kontext ansehe, wo sein Text erschienen ist, es ist das Buch von Timm Kunstreich, ein Studienbuch zur Geschichte der Sozialen Arbeit, da finde ich den Text erstmal gut platziert. Allerdings kommen die Opfer selber nicht vor. Z.B. die Leute, die in Torgau zwangsuntergebracht waren, kommen mit ihren Erfahrungen in dem Buch selber nicht zu Wort. Dies wäre aber als ein für sich selbst stehendes Zeugnis, als Kontrast, als Gegenüber der Erzählung von Eberhardt Mannschatz wichtig, quasi als eingebauter Widerspruch zur Förderung von Widersprüchen und Fragen. Dies ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, da er in seinem Text im Buch von Timm davon spricht, dass er sich auch als Zeitzeuge² versteht und als Korrektiv auf die fachwissenschaftliche Diskussion zur Darstellung der Jugendhilfe in der DDR seinen Beitrag entwickelt.⁴ Wenn man das jetzt allerdings in den Zusammenhang stellt, dass es eine reflexive Ebene ist, auf der versucht wird, die Form geschlossener

3 Beispielsweise verweist die FAZ in einem Artikel auf diesen Zusammenhang und bezieht sich auf diverse Briefe von Eberhardt Mannschatz aus dieser Zeit (siehe FAZ im Internet unter: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/jugendwerkhof-torgau-stalins-vermaechtnis-im-herzen-11726015.html>; zuletzt gesichtet, am 16.05.2012).

4 Vgl. hierzu Eberhardt Mannschatz 2001, S. 244. Er beschreibt dort folgenden Zusammenhang: „In manche fachwissenschaftliche Darstellung der DDR-Jugendhilfe ist allerdings doch – nach meinem Eindruck und auch dem Eingeständnis einiger Autoren – eine gewisse „Westsicht“ eingesickert. Sie ist normal und in vollem Maße verständlich. Sie ist in vielen Fällen nicht vorgefasste Haltung, sondern gelangt aus der Rolle des Außenstehenden ins Spiel, der schlicht nicht dabei gewesen ist. Um so mehr sind wir als Zeitzeugen gefragt und gefordert, um im Disput oder einfach in

Unterbringung und die damit verbundene Brutalität zu verstehen, ist es eigentlich logisch, dass der Text so im Buch auftaucht. Es ist für mich nur problematisch, dass den Text ein Mensch schreibt, der in DDR-Zeiten in verantwortlicher Position tätig war, auch wenn er vielleicht schon damals gegenüber geschlossener Unterbringung skeptisch war, sich aber mit seiner Einlassung nicht durchsetzen konnte.

UH: Aber das ist nicht ausreichend, dass er heute glaubwürdig wäre?

FA: Genau.

UH: Warum nicht? Du hast ja interessante Überlegungen angestellt, warum es Opfern des Stalinismus oder Leuten, die in der DDR zu Schaden gekommen sind, schwer fällt, mit ehemaligen verantwortlichen Vertretern dieses Systems in einen produktiven Dialog zu kommen. Wenn du das nochmal skizzieren kannst?

FA: Vielleicht kann man das auch an mir selber festmachen. Mit den Unterdrückungserfahrungen, die man in der DDR gemacht hat, ist es tatsächlich schwierig, mit Menschen zu sprechen, die in bestimmten verantwortlichen Positionen waren, sei es meinetwegen der Stasi-Oberst, der mich verhört hat, oder die Schuldirektorin, die Lehrerin oder die Verantwortlichen in den Institutionen, die Entscheidungen, die von oben kamen, wiederum in einer eigenen Art und Weise umgesetzt haben. Man war dem ausgeliefert. Das ist eine nachhaltige Prägung. Wenn jetzt für Verantwortliche von damals die Möglichkeit einer Öffentlichkeit besteht, sie ihre Vorstellungen revidieren, rückblickend Positionen, Haltungen und Handlungen selbstkritisch betrachten, habe ich trotz besseren Wissens, dass sich Menschen verändern, das Gefühl, es nicht glauben zu können. Auf mich selbst bezogen ist es eine Folge repressiver Erfahrungen in der DDR, eine Verletzung, ein bleibendes Misstrauen gegen die Macht von früher. Dieses Misstrauen ist ambivalent, es macht mich innerhalb einer Linken oft sprachlos, aber ermöglicht auch kritische Fragen. Außerdem sehe ich, dass auch meine Geschichte dabei ein Stück infrage gestellt ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn ich was erzähle, reduziert sich das auf die exemplarischen Beispiele, also: man ist von der Stasi verhört worden oder die Schikanen in der Schule. Diese Erzählungen sind Gleichnisse für die DDR. Sie präsentieren einerseits Geschichten, die mir tatsächlich widerfahren sind, es sind aber auch Bilder, die heute im öffentlichen Diskurs über die DDR präsentiert werden und diese erklären sollen. Dabei kann die Erzählung über die DDR aus meiner Sicht nicht stehen bleiben, weil ich auch andere Dinge erlebt habe. Wenn man jetzt

der Erzählung die Ecken und Kanten von „Ost- und Westsicht“ abzuschleifen und die Schilderungen dem wirklichen Geschehen wenigstens zu nähern“.

über Unterdrückungsformen spricht, müsste man z.B. auch über die Kirche und ihre Haltung in der DDR sprechen, über deren ethische und moralische Vorstellungen z.B. von Erziehung. Und wenn man sich eine Junge Gemeinde oder den Christenlehreunterricht in der Kirche von damals ansehen würde, dann sind da für mich keine fortschrittlichen pädagogischen Ideen zu finden, sondern im Gegenteil. Es ging weitestgehend um Auswendiglernen bis hin zu Repressionen in der Form, dass auch hier verlangt wurde, sich einer bestimmten Idee anzupassen, sich im Denken und mit dem Körper unterzuordnen. Das ist für mich durchaus vergleichbar, auf merkwürdige Art verzahnt mit der damaligen Ideologie des Staates. Das sind die zwei Sachen, und drittens habe ich immer das Gefühl, dass diese Momente wie eine Negativbeschreibung der Zeit sind, und diese Negativbeschreibung letztlich nahtlos an das Bild der Diktatur anknüpft: Negativ ist gleich Diktatur. Dabei bleibt das Leben damals, heute rückblickend, in einer negativen Wertung und droht, in einer Schleife steckenzubleiben. Da finde ich mich nicht wieder, weil es auch weite Strecken in meinem Leben und auch im Leben von vielen Leuten, die ich kenne, gab, die für sich sagen würden: „Nein, wir haben eigentlich in einer gewissen Form selbstbestimmt agiert, wir haben positive Erfahrungen gemacht, die im Widerspruch stehen zu diesen ausschließlich negativen Bildern.“ Die Frage ist: „Wie kann man diese negativen und positiven Bilder so ordnen, dass sie zu einer Balance finden und man sehen kann, das Leben in der DDR war so, aber auch so?“⁵ Und wenn man das tut, bedeutet es auch, dass man Menschen wie Eberhard Mannschatz oder andere mit vergleichbaren Verantwortlichkeiten damals unter demselben Blickwinkel ansehen müsste, wie es Leo Kofler aus seiner Begegnung mit den Genossen erzählt

5 In meiner Auseinandersetzung mit der Thematik, ist mir aufgefallen, dass Teile der Geschichtswissenschaften, die von mir skizzierte Problematik in ihren theoretischen Reflexionen widerspiegeln. Konkret versuchen sie die Polarisierung der Totalitarismustheorien zu durchbrechen und ihre Aufmerksamkeit auf den Alltag von Menschen in Diktaturen zu richten. Hierbei sprechen sie z.B. wie Alf Lüdtke vom Eigensinn der Menschen. Eigensinn wird hier als ein Begriff benutzt, um die „Vieldeutigkeit, Unvermittelbarkeit, auch Unvereinbarkeit der Verhaltensweisen von einzelnen Akteuren – jenseits der Ein- oder Zuordnung in übergreifende Strukturen oder Logiken“ beschreiben zu können (vgl. Davis, Lindenberger, Wildt 2008, S. 19-22). Einen etwas anderen Versuch unternimmt Mary Fulbrook, indem sie versucht verschiedene Muster politischer Kultur unter den Bedingungen einer Diktatur wie der DDR herauszuarbeiten, für die sie Begriffe wie „Konturen der Herrschaft“, „Anpassung“, „Resistenz“, „Opposition“ oder „politischer Aktivismus“ nutzt (vgl. Fulbrook 1996, 2009). Im Ergebnis verdeutlichen sich verschiedenste Handlungsmuster und Möglichkeiten, die sich Menschen im Kontext diktatorischer Verhältnisse geschaffen haben.

hat, die ihn schwer gehasst haben für seine Kritik, indem er gesagt hat: „Wir haben keinen Sozialismus. Das ist nicht der Sozialismus, was wir haben, das ist Stalinismus.“ Er hat seine Überlegungen theoretisch begründet, dafür ist er ja dann auch angegriffen und aus der DDR ausgewiesen worden bzw. dann selber weggegangen. Aber das Entscheidende, für mich Interessante war, was er über diese Leute gesagt hat, die ihn angefeindet haben, dass es Idealisten seien und deren Dogmatismus das zentrale Problem sei, welches man kritisieren müsse, welches man theoretisch aufdecken müsse, damit andere vielleicht erkennen, dass deren Dogmatismus ein entfremdeter Versuch ist, die gesellschaftlichen Widersprüche, die eben auch in der DDR da waren, auszublenden oder zu überdecken. Gleichzeitig hat er über dieselben Leute gesagt, deren Dogmatismus sei nicht damit zu erklären, dass es charakterlose Leute sind.⁶ Vielleicht kann man das im Hinblick auf Eberhard Mannschatz so übersetzen: es gibt eben Leute, die eine bestimmte Idee hatten und die Idee versucht haben, praktisch werden zu lassen, letztlich aber an den Widersprüchen der Praxis gescheitert sind. An diesem Punkt bohre ich weiter, wie Leo Kofler, frage mich nach der Funktion von Verantwortlichen damals und vermisse einen sicher sehr schmerzhaften Blick, den kritischen Blick auf die eigene Funktion mit ihren Widersprüchen und der problematischen Einbindung der eigenen Person in das Geflecht von Entscheidungsprozessen innerhalb der DDR.

UH: Ich würde gern noch einmal ein Stück zurückspringen und sagen, wie sich das für mich darstellt. Du hattest eingangs gesagt, dass diese Frau, die das Thema

6 Leo Kofler beschreibt seine Erfahrungen mit Menschen der Funktionärsschicht in der DDR so: „Das waren aber wenige; die übrige Funktionärsschicht handelte subjektiv idealistisch und sich aufopfernd. [...] Ich opfere mich für die Partei – und da kommst Du und willst uns belehren? Das war sein stärkstes Argument und dieses moralische Argument war zutreffend – aber eben leider nur ein moralisches, kein sachliches Argument. Gerade wegen dieses Idealismus waren und sind diese Funktionäre gefährlich für die Entwicklung des Sozialismus. Denn man kommt an sie durch Kritik nicht heran. Sie sind geschützt durch ihr moralisches Verhalten, durch ihre Integrität und durch ihre asketische Lebensweise; dies alles zusammen macht sie fast unangreifbar. [...] Aber ich betone: Ihr Dogmatismus und ihre Verbürokratisierung ist nicht mit Charakterlosigkeit zu verwechseln“ (1987, S.51-52, Auslassungen F.A.). Mit Charakterlosigkeit assoziiere ich Unmenschlichkeit. Unmenschlich ist für mich z.B. der Faschismus und seine Ideologie, jede Form von Menschlichkeit den Menschen abzutrainieren und so die menschliche Entfremdung auf die Spitze zu treiben. Die Haltung der Funktionäre, die Leo Kofler skizziert, richtet sich darauf, Menschlichkeit zu erzeugen, und deren Glaube, hierfür die gesellschaftliche Rahmung abschließend hergestellt zu haben.

mit Torgau angestoßen hat, was der Anlass für deine Auseinandersetzung war, instrumentalisiert wurde. Wenn du jetzt sagst, es gibt da so ein Unwohlsein, wenn ehemalige Funktionäre oder Leute, die in der DDR bestimmte Aufgaben und Verantwortungen hatten, sich jetzt mit der Sache auseinandersetzen und das auch durchaus kritisch und selbstreflexiv tun, dann erscheint mir das so, als ob diese Instrumentalisierung sich sehr viel weiter erstreckt, nicht nur auf dieses Einmalige und auf diese Person, sondern dass generell die Erinnerung an die DDR instrumentalisiert wird und dass du das auch für deine eigene Opfererfahrung so wahrnimmst, dass du dich nur dann äußern darfst, wenn du bestimmte Schemata bedienst, und dass die anderen Dinge, die damit aber für dich auch verbunden sind, keine Öffentlichkeit finden. Du machst die Erfahrung, dass deine ganze Biografie in der DDR, die eben auch teilweise Opfergeschichte ist, keine Öffentlichkeit findet, während andere, die damals schon Öffentlichkeit hatten, jetzt wieder Öffentlichkeit haben. Dass das ein Unwohlsein ausmacht, dass man das eigentlich nicht artikulieren kann, während andere, die damals verantwortlich waren, wieder Öffentlichkeit zugestanden bekommen, ist gut nachvollziehbar. Die Frage ist dabei, inwieweit diese Reflexivität und die kritische, selbstkritische Auseinandersetzung von relativ Wenigen, muss man ja auch sagen, die solche Möglichkeiten haben, nicht eine Chance darstellt, eine Öffentlichkeit auch für die anderen Erfahrungen zu schaffen. Siehst du da Möglichkeiten oder wirst du sagen: nein, das wird eher auch weiter dadurch minimiert, wenn man die sprechen lässt?

FA: Wenn man das am Menschen Eberhard Mannschatz festmacht, so würde ich schon sagen, dass auch die Möglichkeit bestünde, andere (kritische) Diskurse öffentlich zu machen oder zumindest erstmal Fragen auf den Tisch zu legen, die z.B. mit der Problematik „geschlossener Unterbringung“ verknüpft sind. Aber wenn ich den Brief von Lutz Rathenow lese, habe ich den Eindruck, dass der Brief sich eigentlich gegen mögliche weitere Fragen richtet, versucht, Schlussfolgerungen für die heutige Zeit zu unterbinden.

UH: Das heißt, die Angriffe auf Eberhard Mannschatz und Timm Kunstreich sind gar keine Angriffe, weil da irgendjemand die DDR schönreden würde, das tun sie ja beide nicht, sondern das sind Angriffe, weil die Gefahr besteht, dass da mit einem selbstreflexiven und kritischen, authentischen Denken weitere Fragen gestellt werden könnten, die die Gegenwart, oder zumindest die herrschenden Verhältnisse der Gegenwart, infrage stellen?

FA: Genau, so würde ich das sehen. In dem Diskurs wird bestimmt, wer in welcher Art und Weise legitimiert ist und über die Geschichte der DDR sprechen darf.

UH: Was wäre denn mit einer kritischen Beschäftigung mit der DDR-Geschichte für die Entwicklung einer demokratischen sozialistischen Politik anzufangen?

FA: Ich versuche das an einem Beispiel meiner Erfahrungen in einer Bauarbeiterbrigade zu zeigen. Das Verrückte an dieser Brigade war, dass es da auch um grundlegende soziale Fragen ging. Da waren z.B. drei schwere Alkoholiker dabei, und mit denen klarzukommen, das alltägliche Leben, die Arbeit auch miteinander irgendwie noch auf die Reihe zu bekommen. Das war permanentes Thema, ohne, und das ist der Punkt, dass sie zwangsweise ausgeschlossen worden sind. Das ist das eine. Das andere ist eine Erfahrung auch aus diesem Kontext. In der Brigade war ein überzeugter Nazi dabei, der war mein Vorarbeiter und damals schon 60 Jahre alt, also noch einer aus der ganz alten Zeit. Als Kind hat er das so erlebt und fand das toll, das hat er immer erzählt. Mein Chef, der hat sich als Antifaschist verstanden. Für ihn war das ein Tabu, in irgendeine Partei einzutreten, der war nie in der SED. Sein Punkt war der Antifaschismus und in der Frage waren die Leute sich letztlich einig und haben so den Egon immer wieder zur Ruhe gebracht. Ich will nicht sagen, dass das eine Form demokratischer Verhandlung war, aber das Identifikationsmoment war interessant, weil das für mich z.B. auch einen Zugang zu diesen Leuten ermöglicht hat. Es gab eine Gemeinsamkeit, eine Idee, die man tatsächlich geteilt hat, die man auch in dem Fall ruhigen Gewissens teilen konnte. Beide Spuren verweisen für mich auf den Alltag, das Alltägliche und seine Widersprüchlichkeiten. In der kritischen Rekonstruktion von Alltags-DDR-Erfahrung könnten z.B. auch Prozesse der selbstorganisierten Kollektivität nachgezeichnet werden, die einerseits Widerständigkeit gegen die Macht des Staates präsentierten und gleichzeitig auch Formen des Sozialen hervorgebracht haben, die über Milieugrenzen hinweg gewachsen waren und heute öffentlich nicht positiv benannt werden dürfen, wie z.B. die nichtautoritären Formen des Antifaschismus.

UH: Das war also auch für dich möglich, obwohl du ja aus einem ganz anderen Milieu kamst, nämlich aus dem kirchlichen Bereich?

FA: Genauso ist es. Und das war eine wichtige Erfahrung. Wenn ich mich mit anderen Leuten darüber unterhalte, mit Freunden vor allen Dingen, dann stelle ich fest: die haben ähnliche Erfahrungen gemacht.

UH: So, wie ich dich kenne, gibt es ja sehr viele Punkte, wo man dich ganz eindeutig und klassisch als Opfer des Stalinismus bezeichnen kann. Du bist verhaftet worden, du bist verhört worden, du warst eingesperrt. Es gab Demütigungen, es gab Schikanen, Benachteiligungen usw. – aber wenn ich dich richtig verstanden habe, hast du dich nie als Widerstandskämpfer oder als politisches Opfer des Systems verstanden.

FA: Genau.

UH: Wo würdest du da den Unterschied sehen, im Vergleich zu denen, die jetzt genauso auftreten?

FA: Ein Unterschied ist für mich der, dass z.B. Leute wie Joachim Gauck oder auch Lutz Rathenow sich schon immer als Gegner des damaligen Systems gesehen haben. Sie waren immer schon Gegner eines Sozialismus, also sie waren Vertreter einer bürgerlichen Vorstellung von Gesellschaft, wo parlamentarische Demokratie identisch ist mit der Vorstellung von Freiheit, und ohne zu sehen, dass diese wiederum widersprüchlich mit den kapitalistischen Verhältnissen verbunden ist, die ihrerseits neue Unfreiheiten erzeugen.⁷ Und für mich gab es einen Konflikt. Ich hatte damals viel „Westverwandtschaft“ und kannte deren Erzählung über das, wie es dort sein soll. Für mich war klar, dass ich eigentlich keine Lust hatte, so zu leben. Das, was mich in der DDR abgeschreckt hat, war die Vorgabe, wie ich zu sein und zu leben habe.

UH: Aber der Kapitalismus, der Westen war nicht die Alternative dazu?

FA: Genau, die „West-Dinge“, die mir dargestellt wurden, waren eigentlich für mich nur in dem Sinne interessant: da gibt es ein paar geile Turnschuhe oder so. Man hat andere Möglichkeiten, vielleicht mal wohin zu fahren, letztlich war es ein Triggern des Warenfetischs. Ich hatte aber eine andere Vorstellung vom Leben, das konnte ich damals nicht so formulieren, eine andere Vorstellung von Unabhängigkeit, von Freiheit, die, und das ist zumindest für meine Geschichte wichtig gewesen, sich mit der DDR als einer Vorstellung von Gemeinschaft, einer anderen Form von Gemeinschaft oder besser Kollektivität, verband.

UH: Aber du warst der Meinung, dass in diese Richtung zu gehen heißt, von der DDR aus in diese Richtung zu gehen?

FA: Ja. Ich hatte ja keinen anderen Hintergrund, weil meine Idee war, wenn ich jetzt was bewege, dann will ich es hier tun, wo ich lebe, wo meine Lebenszusammenhänge sind, die will ich verändern und...

UH: Aber das hast du auch für möglich gehalten?

⁷ Auch in diesem Zusammenhang ist es für mich interessant Leo Kofler zu lesen. In seinem Aufsatz „Liberalismus und Demokratie“, problematisiert er, dass die Idee von Freiheit, die für eine kapitalistische Gesellschaft treibend sei, die der Konkurrenz ist, dem „Prinzip des Rechts des Stärkeren“, verbunden mit einer Unterwerfung des „Schwachen“. Schlussfolgernd schreibt er: „Damit ist alle Demokratie offen verraten, denn Demokratie ist ihrer politischen Intention nach stets fortschreitende Möglichkeit zur Freiheit“ (1972, S. 147).

FA: Ja, klar. Das war für mich möglich, weil ich es denken konnte, also zumindest in einem sehr beschränkten Rahmen konnte ich mir vorstellen, dass es anders sein kann. Das erste Mal, als ich eine andere Idee wirklich in Worte formuliert gefunden hatte, gelesen habe, war im Prinzip der Entwurf einer alternativen deutschen Verfassung von Wolfgang Ullmann in Wendezeiten, wo ich dachte: „Genau, dort wird mal versucht, eine dritte Idee zu entwickeln, die über das hinausgeht, was wir hier bisher als Staatlichkeiten erlebt haben.“ Darum ging es mir. Ich kann mich deswegen sozusagen schwer als Widerstand verstehen, weil es mir nicht darum ging, die DDR als Staat zu eliminieren.⁸

UH: Nicht weniger Sozialismus, sondern mehr Sozialismus?

FA: Ja, heute würde ich sagen, natürlich. Das ist es, was ich eigentlich erst in Wendezeiten begriffen habe, als ich Leo Kofler gelesen habe, da ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Er beschreibt die stalinistische Prägung einer zunehmenden Bürokratisierung der damaligen Gesellschaft und ihre Verwurzelung in bisherigen gesellschaftlichen Mustern sowie deren Folge einer Entfremdung, die es ja in der DDR nicht geben durfte.⁹ Ich dachte mir: „Das ist richtig, er hat Recht, das war kein Sozialismus!“ Es war eine historische Möglichkeit eines Weges dorthin. Insofern ist die DDR genau an dem zugrunde gegangen, dass sie keine Experimentierfreudigkeit an den Tag gelegt hat, die in vielem Widerständischen in der DDR enthalten gewesen ist und die man daher, denke ich, unterscheiden muss von den Leuten wie Joachim Gauck, die eine ganz bestimmte Idee von Opposition hatten, auch keine Lust am Experimentieren, keine soziale Neugier. Genau deren Vorstellung ist heute dominant und damit werden die alternativen Entwürfe, die anderen Vorstellungen, die es möglicherweise gegeben hat, zumindest öffentlich zurückgedrängt.

UH: Was bedeutet das für eine aktuelle linke Geschichtspolitik? Was heißt es für Linke in einem West- und Ostdeutschland umfassenden Staatskörper, sich

8 Es gibt allerdings einen Widerspruch, der in diesem Zusammenhang wesentlich ist. Ich selbst habe mich damals nicht als Widerstand oder Opposition verstanden, aber in der Wahrnehmung des Staates wurde ich als Oppositioneller und, für mich viel schlimmer, als reaktionäres „Element“, als gegen den Sozialismus gerichtet wahrgenommen. Dieses ist für mich z.B. ein Wesensmerkmal des Stalinismus, Kritik nicht zuzulassen und gleichberechtigtes Handeln unmöglich zu machen. Potentiell Verbündete wurden nicht als Partner, sondern als Gegner betrachtet, besonders in dem Moment, wenn eine bestimmte inhaltliche Linie überschritten wurde. Das Perfide des Stalinismus ist hierbei, dass man nicht wusste, wo diese Linie gezogen wird, die mich zum Gegner macht.

9 Vgl. Leo Kofler (1970) in seinem Buch *Stalinismus und Bürokratie*.

mit der Geschichte dieses östlichen Teils, der DDR eben, auseinanderzusetzen? Sie können über den herrschenden Geschichtsdiskurs jammern, völlig zu Recht, der wird dominiert von einer bestimmten Sichtweise, der wird instrumentalisiert, das haben wir alles schon angesprochen. Den Medien ist es sogar erlaubt, mit Ostalgie schönzureden, aber eben der kritische Diskurs bleibt außen vor.

EA: Das sind viele Punkte, die man in den Blick nehmen muss. Mein Ausgangspunkt wäre der Alltag der Leute in der DDR, wie sind sie mit den damaligen Widersprüchen umgegangen und was bedeuten ihnen ihre Erfahrungen heute, also, sich gegenseitig erzählen und zuhören, vielleicht auch rauszuarbeiten, wo Brüche lagen und liegen. Aus meiner Sicht ist es wichtig, sich dies vor Augen zu führen, um darin Elemente zu entdecken, die man heute wiederum beachten könnte, anders machen sollte, die vielleicht auch aus dem Nachdenken über die gemachten Erfahrungen neue Fragen hervorrufen.

UH: Siehst du irgendwo, dass so eine Auseinandersetzung stattfindet?

EA: Ganz wenig. Es gibt immer mal kritische Auseinandersetzungen, vor allem im Bereich der Gedenktage, wo es sich allerdings meistens um die Frage der Deutungsmuster und um eine Kritik der Totalitarismustheorien dreht, die die vorherrschenden Geschichtsbilder sehr dominieren. Da gibt es Momente dabei, z.B. beim 17. Juni, zu versuchen, die Teile des Arbeiteraufstandes herauszukristallisieren, um sich anzusehen, wo die egalitären Momente lagen, wo sie sich auf Marx berufen haben, wo neue Fragen entstanden sind. Wer war das eigentlich, warum haben sie das gemacht, welche Beziehungen gab es und vor allen Dingen, und das wäre das Interessante, wenn man so etwas finden könnte, welchen Widerspruch hat das von staatlicher Seite ausgelöst und warum. Ich meine, sozusagen mit Marx in der DDR zu argumentieren und dann vom „sozialistischen“ Staat niedergeknüppelt zu werden, das ist schon ein Widerspruch an sich. Da muss es Motivlagen und Ideen gegeben haben, die so widerstreitend waren, dass Widerstand nicht akzeptiert werden konnte.

UH: Also von der Vielfalt der Möglichkeiten im Vergangenen kann man sprechen, das ist sicher auch sinnvoll. Wichtig erscheint mir dabei, dass man diese Vielfalt dann auch für die Gegenwart fruchtbar macht, also nicht nur analysiert, was wäre damals möglich gewesen, sondern: was bedeutet das eigentlich für heute? Welche Möglichkeiten gibt es heute? Und so ein Diskurs, der dann die Erinnerungen und die Erfahrungen aus DDR-Zeiten oder aus Ost-West-Begegnungen nicht nur der damaligen Epoche belässt, sondern sie aktualisiert und befragt auf ihre Bedeutung für heute, das wäre politisch produktiv. Das kann man, glaube ich, nur in sehr begrenztem Umfang in privaten Kontexten machen. Da bräuhete es wahrscheinlich organisatorische Unterstützung, Anregung, Thema-

tisierung, damit man das in diese gesellschaftlichen Prozesse einordnen kann, dass man dafür auch Begrifflichkeiten findet. Da sehe ich im Moment herzlich wenig.

FA: Das ist so. Das ist, denke ich, auch ein Problem bei der ganzen Sache, wenn ich mir selber zuhöre, dass man sich in einer Schleife bewegt. Die Erinnerung bleibt als ein Bezugspunkt, der in einem privaten Kreis in eine Beziehung gesetzt werden kann, dort zu einer kritischen Auseinandersetzung führt, aber, und das ist genau der Punkt, keine weiterführende gesellschaftliche Entfaltung hat. Diese Begrenzungen, die merke ich bei ganz vielen Leuten. Es gibt einzelne Momente, die ich mal erlebt habe im Gespräch mit ehemaligen LPG-Bauern, die sich getroffen haben und in einem institutionalisierten Rahmen anhand bestimmter Themensetzungen in die Diskussion gekommen sind, was sie zwangsläufig zum Vergleich ihrer Erfahrungen und immer wieder zu der Frage geführt hat: was ist denn heute hier eigentlich los? Guckt mal auf unseren Acker. Das finde ich, ist die richtige Frage, um kritisch werden zu können.

UH: Aber sie bleibt hilflos, wenn sie so isoliert ist.

FA: Genau, sie bleibt hilflos. Insofern ist es schon interessant, danach zu fragen: wo könnte man so etwas anknüpfen? Dafür braucht es Bildungsinstitutionen. Dafür hat Oskar Negt immer wieder sein Wort erhoben, dass wir zur Bildung des Politischen auch Einrichtungen brauchen, Institutionen brauchen und es ein Frevel ist, die nach und nach dicht zu machen, umzufunktionieren und einem ökonomisierten Duktus zu unterwerfen, was gleichzeitig bedeutet, dass solche Themen gnadenlos raus katapultiert werden, weil sie sich natürlich nicht rechnen.¹⁰ Wieso soll man dafür bezahlen? Und damit geht eine Zerstörung eines demokratischen Gemeinwesens einher, weil – das ist vielleicht genau der Punkt, der mich so stört – man glaubt, dass das, was heute ist, das Richtige ist. Und dieses Richtige wird demokratische Politik genannt, die sich tatsächlich nur auf den Raum der Politik beschränkt. Alles andere, Ökonomie usw., ist fein säuberlich getrennt zu denken und hat damit scheinbar erstmal nichts zu tun. Unangetastet bleibt somit die kapitalistische Form unserer Gesellschaft. Und

10 Es stellt sich grundsätzlich die Frage nach der Wirkmächtigkeit von Bildungseinrichtungen.

Inwieweit sind sie Elemente einer revolutionären Bewegung, welchen Beitrag liefern sie dazu.

Am von mir gebrachten Beispiel der Bauern wurde mir deutlich, dass im Rahmen der Einrichtung, wo sie sich getroffen haben, Denkanstöße produziert wurden, die potentiell dazu geeignet waren und sind, Perspektiven für ein eingreifendes Handeln entwickeln zu können. Die Bildungseinrichtung war hierfür ein schützender Raum.

das ist für mich ein großes Ärgernis, wenn man tatsächlich ein demokratisches Gemeinwesen will, welches eigentlich nur davon lebt, dass die Leute in eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung eingebunden sind, dieses auch merken und in diesem Sinne eingreifend handeln. Einen Bezug zur Geschichte brauchen sie genau dafür, um Reflexionsflächen zu entwickeln, die eine Bewegung im Heute und Hier nach Morgen möglich machen. Bei Frigga Haug habe ich da einen interessanten Gedanken gelesen. Sie liest scheinbar auch ganz gern mal die Briefe von Subcomandante Marcos. Er schreibt in einem Brief, dass die Erinnerung der Geschichte als Identifikationsmoment wichtig ist, um Widerstand entwickeln zu können. Hier meint er natürlich den Bezug der Zapatisten zu ihren indigenen Wurzeln.¹¹ Für mich ist aber darin auch ein Moment enthalten, das gerade für mich als Mensch, der in der DDR aufgewachsen ist, von Bedeutung ist, um heute handlungsfähig zu werden. Ich muss durch die brutale Geschichte des Stalinismus hindurch, durch meine Erfahrungen in der DDR hindurch und beginnen, eine Sprache zu entwickeln, um sehen zu können, dass sich ein Handeln im Namen der Menschlichkeit verfinstern kann. Dieser kritische Blick ermöglicht so auch gleichzeitig die Öffnung der Perspektive auf Menschlichkeit, stellt die Frage nach ihr im Heute und weckt möglicherweise das Widerständige. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum so der dominierende Geschichtsdiskurs sich wie eine Teerschicht auf die Erinnerungen draufsetzt.

UH: Dein Unwohlsein, dein Ärgernis lässt sich dann vielleicht genauso treffend beschreiben, wie das Kofler schon mal bei seinen alten Genossen gemacht hat. Diejenigen, die jetzt den hegemonialen Opferdiskurs sprechen, tun es vielleicht auch guten Gewissens und guten Charakters, aber sie tun es genauso idealistisch, indem sie die Widersprüche dieser Gesellschaft nicht wahrnehmen.

FA: Positiv könnte man das so sagen, wenn es nicht auch so wäre, dass aus einer bürgerlichen Gesellschaft auch andere, völlig „charakterlose“ autoritäre Formen des Gesellschaftlichen entspringen könnten.

11 Vgl. hierzu Frigga Haug (1997) zum Stichwort Erinnerung. Sie verweist auf einen Text von Subcommandante Marcos, der in der Zeitschrift „Die Aktion“ abgedruckt ist. Dort schreibt er unter der Überschrift „Die Zapatistas bringen Blumen und Freiheit – An die Männer und Frauen, die in verschiedenen Sprachen und auf verschiedenen Wegen an eine menschlichere Zukunft glauben und die darum kämpfen, sie heute zu verwirklichen.“: „Wir, die ersten Bewohner dieser Gegenden, die Indianer, wurden zum Vergessen in einer verborgenen Ecke verurteilt, während die Anderen begannen, groß und stark zu werden, und wir hatten nur unsere Geschichte, um uns zu verteidigen, und an ihr hielten wir fest, um nicht zu sterben“ (1995, S. 71).

UH: Das ist aber, glaube ich, den Opferverbänden oder den Stasi-Beauftragten nicht wirklich vorzuwerfen, dass sie in diese Richtung gehen...

FA: Nein, gar nicht, das würde ich denen auch nicht unterstellen.

UH: Ich denke, die pflegen den hegemonialen Diskurs aus einer bestimmten Erfahrung heraus und auch mit guten Absichten, aber sie tun es eben genauso „borniert“, wobei mir das eigentlich schon zu diffamierend ist, dieses Wort. Aber genauso eingengt auf diese Vergangenheit, ohne Gegenwart und Zukunft in den Blick zu nehmen.²

FA: Ich habe gerade gedacht, bei Leuten wie Lutz Rathenow, da stimmen alle Worte nicht, die wir haben. Ich kenne ihn nicht persönlich. Ich weiß aber, dass er in DDR-Zeiten aufgrund seines politischen Engagements im Bereich der Literatur und Kultur mit Repression und Verhaftungen diverse Erfahrungen gemacht hat. Ich kenne auch viele andere Leute, die auch über solche Erfahrungen berichten oder im Knast waren, egal wie lange, aber diese Erlebnisse waren einschneidend. Das sind Leute, äußerst sympathische gute Menschen. Sie können aus ihrer Opferposition heraus gar keine andere Bestimmung mehr vornehmen, weil sie durch die Repression erdrückt, beschädigt oder kaputtgemacht worden, sodass sie ab einem bestimmten Punkt glauben, dass es keine andere gesellschaftliche Idee mehr geben könnte, dass es eine positive Sozialutopie (wie z.B. den Sozialismus) als Bezugspunkt geben könnte. Das schafft aber auch eine furchtbare Leerstelle bei den Leuten. Ich denke nicht, dass sie damit zufrieden sind, wie es heute läuft.

UH: Von Lutz Rathenow gibt es auch genug Texte, wo er sich durchaus kritisch mit der Bundesrepublik auseinandersetzt.

FA: Genau, und das Problem ist nur, was ist dann die Alternative. Das große Misstrauen in jede Form von Alternative rührt eben aus der Erfahrung, dass sich aus einer Alternatividee und einer gesellschaftlichen Praxis wie in der DDR auch genau diese Form von Unterdrückung entfalten kann. Das ist vielleicht das zentrale Element, was jetzt Lutz Rathenow und solche Leute motiviert aufzustehen und zu sagen: „Na, passt mal auf Leute, was erzählt ihr denn hier? Wo kommt denn das her?“ Eine Idee kann sich eben versteifen und verhärten zu einer Form, die sich gegen die Leute richtet. Und das ist vielleicht noch ein Punkt, der so aus der Geschichte der DDR auch für heute, für eine Linke, extrem wichtig zu lernen ist: ein höchstes Misstrauen gegen die eigenen Ideen und Praxis. Ich sympathisiere mit vielen guten Ideen, wie z.B. mit Paulo Freire. Ich bin total begeistert, wenn ich Bücher von ihm lese, ich denke: „Genau das ist es.“ Aber die Euphorie ist dann gebremst, wenn ich mit dieser Idee auf Leute treffe und diese Idee anfängt, sich in der Praxis zu formen, sich beginnt zu verselbständigen. Wenn ich dieses Misstrauen verliere, weil ich so eine Euphorie in mir habe, bin ich schon

verloren. Es ist schwer, so eine Balance hinzubekommen. Aber ich habe eine Ahnung, dass ich misstrauisch sein muss mir gegenüber, und dieses Misstrauen, auch gegen die eigene Geschichte, das fehlt mir in Teilen der Linken. Oder bei manchen anderen ist dann das Misstrauen so groß, dass es auch keine Spinnerei mehr geben darf, sondern dass es ausschließlich zu aktionistischen Praxisformen kommen muss, so wie bei vielen anarchistischen Gruppen. Gesellschaftliche Veränderung wird hier nur als körperlich spürbare Erfahrung akzeptiert.¹² Oder andere, die dann völlig danebenliegen, wie die Anti-Deutschen.

UH: Aber dieses Misstrauen, das du gerade bei dir beschrieben hast, ist ja auch gut begründet. Wenn man einen Kern kritischer Theorie beschreiben sollte, dann ist es die Selbstkritik, nämlich der Zweifel, dass es keine außerhalb des geschichtlichen Prozesses existierenden Wahrheiten gibt, d.h. man muss sich selbst erst mal kritisch betrachten, wie die eigene Erkenntnisproduktion ist.

EA: Genau. Vielleicht ist ja dort auch die Auseinandersetzung mit der Geschichte in der DDR so wichtig, dass das einen größeren Raum bekommen kann. Dieses auch deshalb, weil wir aus dem Vorhandenen und „alten Material“ das Neue formen. Dies ist die Problematik, auf die auch Leo Kofler deutet. Es ist also im Neuen auch immer das Alte vorhanden, deswegen auch Misstrauen und ein unbedingtes, nötiges kritisches Reden über die Geschichte der DDR. In den „Widersprüchen“ kann man sich auch völlig andere gesellschaftliche Bereiche ansehen, z.B. den Gesundheitsbereich. Da wäre die Diskussion der Medikamentengeschichte sicher interessant, weil dort die Konzerninteressen bis heute überhaupt nicht in die Pflicht genommen werden, sondern im Gegenteil, einen Freispruch erhalten, weil in der DDR die Diktatur war. Die sagen: „Was können wir

12 Beim Lesen meiner eigenen Worte merke ich, wie sich in mir Widerstand regt und mir meine eigene Widersprüchlichkeit vor Augen führt. Eine entscheidende Erfahrung meiner DDR-Biografie ist die, dass körperliche Formen des Widerständigen oftmals die einzige Möglichkeit darstellen, eine widersprechende Position zu formulieren und vor allem sichtbar zu machen. Der Bezug auf Körperlichkeit in diesen Momenten ist gleichzeitig Ausdruck einer Ohnmacht und Versuch der Gewinnung von Handlungsfähigkeit durch Einsatz des einzig zur Verfügung stehenden Mittels, dem eigenen Körper. Meine Erfahrung aus diesen Momenten spiegelt auch die Angst, die mit körperlicher Präsenz und ihrer Verletzbarkeit verknüpft ist und berührt hiermit die Thematik von Gewalt mit ihren Widersprüchlichkeiten. Gleichzeitig ist es auch eine Vorsicht gegenüber den eskalierenden Formen von gewalttätiger Körperlichkeit, die den Bezug zur kritisch-ethisch utopischen Basis zerstören und mich als Individuum in Ohnmacht verharren lassen kann. Die Gewinnung von Handlungsfähigkeit aus dem einzig gebliebenen Bezugspunkt, dem eigenen Körper, ist für mich deshalb gleichzeitig an eine kritisch reflexive Praxis gebunden.

denn für die Diktatur, wenn die die Medikamententest am Menschen machen, können wir ja nichts dafür.“ Das sind die Dinge, die ich meine. Ich habe es als Pflegehelfer zu DDR-Zeiten erlebt, in der Psychiatrie, wie mit den Medikamenten umgegangen, was da so gemacht worden ist. Dies wirft zumindest Fragen auf. Letztlich haben davon bestimmte Gruppen von Leuten in der Bundesrepublik profitiert, und auch davon profitiert, dass es eine DDR gab.

Literatur

- Assmann, Aleida 2007: Vier Grundtypen von Zeugenschaft. In: Fritz Bauer Institut (Hg.): Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung. Frankfurt a.M./New York
- Demirovic, Alex 1997: Demokratie und Herrschaft. Münster
- Davis, Belinda/Lindenberger, Thomas/Wildt, Michael (Hg.) 2008: Alltag, Erfahrung, Eigensinn – Historisch-anthropologische Erkundungen. Frankfurt a.M.
- Ernst, Christian/Schwarz, Peter Paul 2012: Entwicklungslinien eines (zeit-)geschichtlichen Paradigmas in Kontexten von „NS-Vergangenheitsbewältigung“ und DDR-Aufarbeitung“. In: BIOS. Heft 1, Jg. 25
- Fulbrook, Mary 1996: Methodologische Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte der DDR. In: Bessel, Richard/Jessen, Ralph (Hg.): Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR. Göttingen
- 2009: Anatomy of a Dictatorship. Inside the GDR 1949-1989. New York
- Haug, Frigga 1997: Stichwort Erinnerung. In: Haug, Wolfgang Fritz: Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Hamburg
- Koffler, Leo 1987: Die Kritik ist der Kopf der Leidenschaft. Aus dem Leben eines marxistischen Grenzgängers. Hamburg
- 1972: Liberalismus und Demokratie. In: (ders.): Zur Dialektik der Kultur. Frankfurt a.M.
- 1970: Stalinismus und Bürokratie. Neuwied am Rhein/Berlin
- Mannschatz, Eberhardt 2001: Rückblick... auf die Soziale Arbeit in der DDR – Eberhardt Mannschatz berichtet am Beispiel der Jugendhilfe. In: Kunstreich, Timm: Grundkurs Soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit. Bielefeld
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1972: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt a.M.
- Sucmandante Marcos 1995: Die Zapatistas bringen Blumen und Freiheit. In: Die Aktion. Heft 137/144, Jg. 15

*Friedemann Affolderbach, Hardenbergstraße 47, 04275 Leipzig
E-Mail: friedemann.affolderbach@gmx.net*

*Uwe Hirschfeld, Evangelische Hochschule Dresden, Postfach 200143, 01191 Dresden
E-Mail: uwe.hirschfeld@ehs-dresden.de*